

Paul M. Zulehner

Alte: ein Gemeindeschatz

Die Bevölkerung wird älter. Ebenso der Klerus. Und unweigerlich auch das Kirchenvolk. Wir werden gesellschaftlich wie kirchlich zum „Altersheim“ der Welt und der Weltkirche. Es ist ein unentrinnbares Schicksal.

Aber alles, was Schicksal ist, ist auch „Kairos“, gottverfügte Zeit. Das Älterwerden von Gesellschaft und Kirche zählt somit, folgt man der Logik des Konzils, zu den „Zeichen der Zeit“. So gilt es nicht nur zu fragen, was die zunehmende Alterung des Kirchengemeindevolks für die Gemeinden bedeutet. Es stellt sich vielmehr die Frage nach dem Zugewinn, den Chancen. Und davon gibt es mehr, als auf den ersten Blick zu sehen ist.

Zur Lage alter Menschen

Für nicht wenige Ältere ist das lange Älterwerden eine Art „später Freiheit“ (Leopold Rosenmayr). Diese Zeit kann umso besser genutzt werden, je mehr im früheren Leben dafür vorgearbeitet worden ist. Wird diese Entwicklungschance nicht genutzt, kann eine Art „Spät-Lebens-Lethargie“ entstehen: was bei einem Drittel der Älteren Menschen leider der Fall ist.

Ältere Menschen leben von der Solidarität der anderen Alten sowie der jüngeren Generation. Aber auch die Jüngeren profitieren von den Alten: nicht zuletzt durch Kinderbetreuung. Viele Mütter und Väter könnten nicht berufstätig sein, würden sie sich auf die Großeltern nicht verlassen können.

Viele der Älteren leben im Umkreis ihrer Familie. Es herrscht oft eine Art „Intimität auf Distanz“ (Leopold Rosenmayr). 80% der 40-44jährigen haben zumindest einen lebenden Elternteil. 75% der über 60jährigen haben ein lebendes Kind, 60% ein Enkelkind. 58% haben ein Kind oder Enkelkind in Ruf- und Reichweite. Durch die abnehmende Kinderzahl nimmt allerdings die Zahl der Alten zu, die im Alter niemanden mehr haben (vgl. Frank Schirrmacher: Minimum, München 2005.). Dies führt oft zur Zwangseinweisung in Pflegeheime und zu lebensverkürzender Vereinsamung.

Ein dunkles Thema ist die oft unsichtbare Gewalt gegen Alte, die „daheim“ leben. Die Formen solcher Gewalt sind vielfältig: Vernachlässigung, unterlassene Hilfeleistung, Einsperren, Anbinden, Schlagen, Beschimpfen, finanzielle Ausbeutung (Erpressung). Es gibt allerdings auch Gewalt durch die Alten: Manche von ihnen drohen mit Enterben, oder machen den Kindern das Wohnrecht streitig. Die Ursache solcher Gewalt ist oftmals Überforderung (40% der „Täter“ sind Familienangehörige). Aus „falscher Scham“ wird Hilfe nicht in Anspruch genommen. Gewalt gegen Alte ist oft Ausdruck komplizierter, krankmachender, über Jahre gewachsener Verhältnisse. Diese sind zu bearbeiten. Kirchengemeinden könnten hier hilfreich sein. Familienentlastende Dienste können ausgebaut werden. Solche stärken die familiäre Solidarität und entlasten überlastete Familien, etwa durch Tagespflege, Tageszentren, Kurzzeitpflege, Angehörigenunterstützung, Ausbildung und Beratung.

Lebensdienliche Tätigkeiten sind in unserer Kultur nicht hoch bewertet und meist an Frauen festgemacht. Die Forderung nach einer neuen Solidarität zwischen den Geschlechtern auch in der Sorge nicht nur um die Kinder (Stichwort „neue Väter“), sondern auch um die Älteren wird immer stärker. Eine Umfrage unter Männern in Österreich aus dem Jahre 2002 zeigt, dass auch Männer bereit sind, ihre berufliche Arbeit zumindest kurzzeitig zu unterbrechen, um einen Angehörigen daheim zu betreuen. Allerdings ist zwischen der Bereitschaft und dem praktischen Handeln zumeist eine tiefe Kluft. Faktisch sind es dann doch die Frauen, die Angehörige daheim betreuen, pflegen, beim Sterben begleiten. Dass sich dabei Frauen heute durch „Leih-Angehörige“ entlasten, scheitert an den zu hohen Kosten. Nicht wenige behelfen sich dadurch, aus dem Ausland (wie der Slowakei, der Ukraine, aus Moldawien) kostengünstige „Schwestern“ zu holen, die in den Familien wohnen und rund um die Uhr einen Standby bieten. Das ist nach geltenden Gesetzen zumeist illegal. Das Legale ist aber auf Grund der Arbeitszeitgesetze und der Kollektivverträge für die Familien praktisch nicht finanzierbar. Zudem stehen nicht ausreichend „Heimplätze“ zur Verfügung. Unsere Gesellschaften gehen auf einen Pflegenotstand zu, wenn es nicht gelingt, die illegale Praxis in neue gesetzliche Formen zu fassen.

SIMA

In einem Brief an alte Menschen schrieb im Jahre 1999 Johannes Paul II., selbst schon alt und gebrechlich geworden: *„Daher verdienen alle sozialen Initiativen Lob, die es den alten Menschen ermöglichen, sich sowohl körperlich, intellektuell und im Beziehungsleben weiterzubilden als auch sich dadurch nützlich zu machen, dass sie ihre eigene Zeit, ihre Fähigkeiten und ihre Erfahrung den anderen anbieten. Auf diese Weise erhält und steigert man die Lebensfreude, die ein grundlegendes Gottesgeschenk ist.“* (16)

Seit einigen Jahren läuft in den Kirchen ein Programm mit dem Namen SIMA. Getragen wird es vor allem von kirchlichen Bildungseinrichtungen. SIMA bedeutet zunächst „selbständig im Alter“. Es läßt sich dieses Logo aber erweitern auf selbstständig, sozial und spirituell im Alter. Diesen drei Stichworten entlang soll dargelegt werden, dass Alte ein Gemeindeschatz sind.

Selbständig

Kirchengemeinden sind zunächst ein Ort, wo Menschen in Würde älter werden. Hier können sie auch das lernen, was Gemeingut eines gepflegten Älterwerdens ist. Ein Anliegen ist, möglichst lange die Verantwortung für sein Leben wahrnehmen zu können. Das betrifft vor allem die Gesundheit. Experten weisen darauf hin, dass die höhere Lebenserwartung qualitativ noch nicht gemeistert wurde. Ein Teilziel ist daher, gesünder alt zu werden. Dazu braucht es viel Vorbeugung in guten Tagen, um in leidvollen Tagen nicht allzu viel wieder einrenken zu müssen. Hauptherausforderung sind Unbeweglichkeit, Instabilität und Inkontinenz. Dazu kommt intellektueller Verfall. Besonders bei Männern über 70 nimmt die Zahl von „Bilanzselbstmorden“ zu. Es gehört zum Programm von Gemeinden, diesen Bereich der Altendiakonie gut zu bespielen. Dabei können erfahrene Alte sich für Alte stark machen.

Sozial

An dieser Stelle tut sich die Tür in das zweite große Stichwort auf. Viele Studien weisen darauf hin, dass es für ein intellektuell waches und gesundes Altwerden

von Vorteil ist, sich ehrenamtlich zu engagieren. Noch vorteilhafter ist es nachweislich, dass ehrenamtliches Engagement in religiösen Netzwerken noch vorteilhafter ist. Zu den nachgewiesenen Wirkungen kirchengebundenen Engagements zählen u.a.: es verleiht dem Leben Sinn; läßt den Gedanken an den Tod bewältigen; hilft mit Verlusten und Kummer leichter umzugehen; stärkt Selbstwert; macht gemeinschaftsoffener; solche Personen sind weniger einsam, unglücklich –und depressiv; sie haben einen höheren Selbstwert; bewältigen Stress besser; haben ein besseres Immunsystem und zumeist niedrigeren Blutdruck (regelmäßiges Beten soll dazu besonders hilfreich sein); sie trinken weniger Alkohol, nehmen weniger Drogen, Scheidungen sind seltener. Kurzum: die Lebensqualität wird nachhaltig gefördert.

Ehrenamt ist eines der Zauberwörter einer zukunftsfähigen Kirchengestalt. Den Kirchen geht nachweislich das Geld aus, mit dem sie sich einen opulenten Kirchenbetrieb mit vielen Hauptamtlichen leisten konnten. Hauptamtliche werden künftig eher in überpfarrlichen Projekten angesiedelt sein. Gemeindliches Leben hingegen wird vor allem durch ehrenamtliche getragen. Das ist zum Teil schon heute der Fall: Nach einer Studie in Österreich sind 25% in kirchlichen Ehrenämtern tätig.

Ältere Menschen bringen für ehrenamtliche Dienste in den Gemeinden hervorragende Voraussetzungen mit. Dazu zählt eine reiche berufliche Erfahrung, zumeist hohe soziale Kompetenz. Aber auch die Erfahrung vieler in Ehe und Familie sind „unbezahlbar“.

Freilich verlangt das auch nach einem gut entwickelten Ehrenamt. Stichworte sind: klare Aufgabe, zeitliche Begrenzung (Anfang und Ende), Mitgestaltung, auch Verantwortung für die Finanzen, die im Aufgabenbereich nötig sind, Qualifizierung, Unterstützung durch Ehrenamtlichengespräche, angemessene Aus- und Fortbildung, Absicherung und Anerkennung.

Im Jahr 1970 formulierte der junge Theologe Joseph Ratzinger eine Vision für die Kirche im Jahr 2000. Zu seiner Zukunftsschau gehört auch ein ehrenamtliches Priesteramt: „Sie wird auch gewiss neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen: In vielen kleineren Gemeinden bzw. in zusammengehörigen sozialen Gruppen wird die normale

Seelsorge auf diese Weise erfüllt werden. Daneben wird der hauptamtliche Priester wie bisher unentbehrlich sein.“

Das Priesteramt scheint sich schon in diese Richtung zu entwickeln. Immer mehr Männer gehen in der Mitte des Lebens oder nach ihrer Pensionierung in ein Priesterseminar und stellen sich für Jahre der Kirche zur Verfügung. Der nächste Schritt steht freilich noch aus. Die Kirche könnte nämlich aus dem Pool ihrer bewährten Ehrenamtlichen (diese solle man „personae probatae“, gemeindeerfahrene Personen nennen) lokale Presbyterien bilden. Hat ein Bischof über Jahre hinweg keinen ehelosen Priester, der in die Gemeinde gehen könnte, schlägt ihm die Gemeinde ihrerseits drei, vier gemeindeerfahrene Personen vor und bittet diesen um deren Priesterweihe. Der Bischof läßt diese Personen (mit einem eigenen Kurzstudium und entsprechender Fortbildung und pastoraler Supervision) ausbilden und weiht sie dann für diese Gemeinde. Damit könnte die Kirche verhindern, dass die Priester in immer größeren pastoralen Räumen tätig sind und sich dadurch zunehmend von den Lebensgeschichten der einfachen Menschen entfernen. Nähe zu den Menschen ist aber ein unverzichtbares Moment an ihrem Amt als Seelsorger ist.

Zu den Privilegien älter werdender Menschen gehört das Vererben. Dabei ist es bedrückend, dass viele Kinderlose heute niemand mehr haben, dem sie schon während ihres Lebens etwas von ihrem Vermögen schenken oder nach dem Tod vererben. Manche Alte haben daraus den Schluss gezogen, „Leihopa“ zu werden oder „Leihoma“. Es werden also Kinder sozial „adoptiert“. So können ältere Personen, die kinderlos sind, Kindern Zeit und Vermögen schenken.

Was der nächsten Generation aber zunehmend fehlt, ist das Gut des christlichen Glaubens. Es gehört zu den großen Aufgaben der älter werdenden Menschen dazu beizutragen, dass das Christentum in Europa nicht stirbt. Es bedrängt uns heute zu sehen, dass im Zuge der Zuwanderung vor allem islamischer Arbeitskräfte ein glaubensstarker und kinderreicher Islam auf ein kinderarmes und glaubensschwaches Christentum trifft. Es ist nicht gut bestellt um die christliche Zukunft des europäischen Kontinents. Das liegt aber nicht am Islam, sondern an der Schwäche des eigenen Glaubens. Ältere Menschen könnten gut dazu bei-

tragen, dass das Christentum wieder erstarkt und sich an die jüngere Generation weiter vererbt. Das geschieht weniger durch Zureden, sondern durch Vorleben. Wichtig ist es auch, junge Menschen in jene gemeindlichen Projekte einzubeziehen, die ältere Gemeindemitglieder aufgebaut haben und verantworten. Identifikation der Jungen läuft lediglich über Partizipation. Wer mitmacht, erlebt Gemeinde. Bei den Jüngeren kommt es dabei nicht nur auf klare Frömmigkeit an, sondern auf eine mit ihr verwobene Bereitschaft, sich für die Armen der Welt handfest einzusetzen: also hinzuschauen, wo andere wegschauen; genau zu analysieren, um die Ursachen der Not (politisch) zu erkennen; mitzuleiden, und nicht nur distanziertes Mitleid aufzubringen, um schließlich mit starken Händen einzutreten (und nicht nur lautstark aufzutreten).

Spirituell

Älteren Menschen auf dem Boden der Kirche kommt in den nächsten Jahren eine hohe spirituelle Verantwortung zu. Und dies nicht nur für sich selbst, sondern für die Entwicklung einer Kultur mit menschlichem Angesicht. Unsere modernen Hochleistungsgesellschaften neigen dazu, jene Menschen zu schützen, die arbeiten, kaufen, erleben, wissen und nicht die falschen Gene haben. Die Gesunden und Starken genießen höchste Wertschätzung. Weniger gut dran sind, welche diesen Kriterien nicht entsprechen: also die Kranken, Schwachen, Pflegebedürftigen und jene, deren Sterben lange dauert und viel Geld kostet. 43% von dem, was in Österreich jemand in die Krankenkasse einbezahlt, wird in den letzten Lebenswochen verbraucht. Sterben ist teuer geworden. Der Präsident der deutschen Ärzteschaft hat 1998 im Unwort des Jahres laut über eine „sozialverträgliches Frühableben“ nachgedacht, und das angesichts der Zählebigkeit der Menschen. Sterbende, Pflegebedürftige, Behinderte: sie gelten als überflüssig; die Gesellschaft ist dabei, ihnen ihre Sorge zu entziehen, sie zu ent-sorgen. Die Forderung, jährlich im Europarat auf der Tagesordnung, die Euthanasie zu liberalisieren, hängt eng mit dem teuren Sterben angesichts des finanziell überbordenden Gesundheitswesens zusammen. Jeder am Ende des Lebens eingesparte Tag entlastet die leeren Kassen des Gesundheitssystems. Die Versuchung ist groß.

Dagegen stehen die christlichen Kirchen und fordern: „*So wie die Eltern die Kinder zu Welt bringen, sollen künftig die Kinder die Eltern aus der Welt begleiten können*“, so Kardinal Martini als Vorsitzender des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen im Jahr 1989. Nach einer neuen Studie in Österreich wollen die meisten Menschen daheim alt werden, auch wenn sie pflegebedürftig werden oder längere Zeit zum Sterben brauchen. So haben sich die christlichen Kirchen für den Ausbau der (ambulanten) Hospizarbeit bemüht. Nicht wenige sind auch bereit, ihre Angehörigen daheim zu betreuen. Dazu unterbrechen sie notfalls auch ihre berufliche Tätigkeit. Vor allem ältere Menschen stehen für ihre Angehörigen heute pflegend und betreuend bereit. Das ist eine starke Leistung älterer Menschen. Sie benötigen dazu nicht nur starke Hände, sondern auch ein liebendes Herz: „Herzensbildung“ also nach dem Herzen des göttlichen Heilands. Solche Menschen, die aus der Kraft des Glaubens helfen, machen aus den Kirchen so etwas wie ein „Heil-Land“. All das geschieht an der Schnittstelle von tiefer Frömmigkeit und handfestem Einsatz, zwischen Mystik und Politik, Kontemplation und Kampf.

Aber nicht nur die Sorge um ein würdiges Gepflegtwerden und Sterben ist eine spirituell-diakonale Herausforderung auch an ältere Mitmenschen: Es stellt sich ihm auch die geistliche Aufgabe, die letzte Lebensphase mit einem ausreichenden Sinn zu versehen. Nach Erik H. Erikson besteht die Aufgabe der achten und letzten Lebensstufe in der Integration des gesamten Lebens. Gelingt diese nicht, wächst „Verzweiflung“ und Ekel. Dann meint mancher, das Leben sei vertan oder versäumt Und mancher setzt dann ungelebtem Leben ein Ende. Denn es misslingt die letzte Zustimmung zum Leben auch angesichts von Scheitern und Schuld. Was Erikson in profaner Sprache beschreibt, umreißen Karl Rahner und Romano Guardini in der Sprache des Glaubens: Es gehe jetzt darum, das ganze Leben als Ganzheit vor sich zu bringen, zu Gott Beziehung aufzunehmen. Im Wissen um Ewiges kann der Glaubende im Tod die Erfüllung und Vollendung des Lebens erkennen.